

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 26 (1943)
Heft: 5

Artikel: Gott - Schicksal
Autor: Ego
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-409356>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 1. jeden Monats

<p>Redaktion: Transitfach 541 Bern</p>	<p>Was die Leute gemeinlich das Schicksal nennen, sind meistens nur ihre eignen dummen Streiche. Arthur Schopenhauer.</p>	<p>Abonnementspreis jährl. Fr. 6.— (Mitglieder Fr. 5.—) Sämtliche Adressänderungen und Be- stellungen sind zu richten an die Ge- schäftsstelle d. F. V. S., Postfach 2141 Zürich-Hauptbahnhof. Postsch. VIII. 26074</p>
<p>Inhalt: Gott — Schicksal. — Abermals: alias Kälän. — Rückständigkeit der katholischen Kirche. — Der «Beobachter» antwortet. — 110,000 Bibeln eingestampft. — Calvinistische Anwendungen. — Literatur. — Sie wünschen zu wissen? — Ortsgruppen. — Hall und Widerhall.</p>		

Gott - Schicksal.

Von Ego.

«Es gab Götter, die das Unglück *wollten*, andere, die vor Unglück *schützten*, noch andere, die im Unglück *trösteten*», sagt Nietzsche (XI, S. 309). «Es gab...» — selbstverständlich meinte er den *Glauben* an Götter.

Das Christentum hat diese drei Götter in *eine* Gottheit zusammengeschweisst. Aber erfunden hat es diese Art von Dreifaltigkeit nicht. Sie ist so alt wie Gott selber. Der wurde geboren, als im Tierreich die Menschendämmerung anbrach. Furcht und Hoffnung waren seine Erzeuger und Erhalter und sind es heute noch. Gott wird täglich aufs neue geboren; in unsern Tagen feiert er Triumphe der Auferstehung; denn das Unglück schreitet durch die Welt. *Das Unglück ist die Ruferin Gottes*, sein Herold mit der Tuba. Nicht nur alte Weiblein und die berufsmässigen Gottesanbeter rufen ihn tagtäglich an; die Zeitungsschreiber sind beinahe samt und sonders fromm geworden, Heerführer und Staatenlenker erleben von Gott öffentlich Beistand. Armer Staat, armes Volk, dessen verantwortliche Leiter sich dazu Zeit nehmen! Kurz, Gott ist heute, in den Tagen des Schreckens, der wahllosen Vernichtung, der dauernden Todesangst bei den Schwachen in Aller Munde, ohne Heuchelei: Gott ist Hilferuf, Gott ist Halm des Ertrinkenden!

Nein, Gott ist nicht «Dichter-Gleichnis, Dichter-Erschleichen», wie Nietzsche seinen Zarathustra sagen lässt, obwohl auch erdenfeste Dichter das fromme Glöcklein klingen lassen, damit ihre Verse dem Volk angenehmer in die Ohren tönen und lieber gehört werden. Gott bestand, bevor es Dichter gab. Die Dichter haben sich ihn bloss zunutze gemacht, nur auf eine andere Art als die Theologen, die auch keine Gotterfinder sind oder waren. «Gott bestand»? — Immer gemeint die *Idee* «Gott». In diesem Sinne war Gott zu jeder Zeit und an jedem Orte, bei den Naturvölkern wie bei den andern, die sich selbstüberheblich und heuchlerisch «Kultur»-Völker nennen, ein *Schicksalsgott*, und zwar in der eingangs angeführten dreifachen Bedeutung. Nur als solcher hat «Gott» überhaupt einen Sinn. Ob er die Welt erschaffen habe, oder ob sie auf andere Weise entstanden sei, ist völlig gleichgültig, sofern sich Gott auf die Schöpfertätigkeit beschränkte und hernach seine Geschöpfe, im besondern die Menschen, dem Zufall überliess. Besteht also in der Vorstellung der Menschen ein Gott, so ist es ein *Schicksalsgott*, und da ist es nun nicht gleichgültig, mit welchen Eigenschaften die Konstrukteure der dogmatisierten Gottesidee den Schicksalsgott ausstatten.

Selbstverständlich musste er, als Gott, sämtliche ihm zugeschriebenen Eigenschaften absolut, in Vollkommenheit haben: das Wissen, die Macht, die Güte, die Gerechtigkeit. Gegen ihn musste sich der Mensch als ein fast ebenso absolutes Nichts vorkommen und sich in unbedingter Abhängigkeit von ihm fühlen, auch wenn, was dann wirklich geschah, das biblische Bild vom Schöpfergott unter dem Einfluss der wissenschaftlichen Erkenntnisse verblasste und sich nur noch durch modernisierende Interpretationen einigermaßen aufrechterhalten liess.

Aus dem eifrigen, zornmütigen Jehova machten die christlichen Theologen den *Liebgott* und gewannen damit besonders *die* Menschen für ihn, die bei ihren Mitmenschen wenig Liebe und Güte erfuhren, die Armen, die Sklaven, die vom Unglück Verfolgten, die Elenden aller Art, ferner die Kinder und die Kindischgesinnten.

Weil sich aber bei den Menschen auf der Schattenseite des Lebens die göttliche Liebe in der Regel in keiner Weise fühlbar machte, das Elend trotz Gebeten und Opfern fort dauerte, wurde das Fühlbarwerden der göttlichen Liebe und der ausgleichenden Gerechtigkeit über den Tod hinaus in den Himmel verlegt. Es blieb dem Menschen also nichts anderes übrig, als bis zu seinem Tode an den lieben Gott zu glauben, wenn er nicht der Hoffnung, die allein ihn im Elend aufrecht erhielt, verlustig gehen wollte. Damit aber dem lieben Gott die Güte nicht als Schwäche ausgelegt werde, wie das unter Menschen gewöhnlich geschieht, vervollständigten die Theologen die göttliche Schöpfung mit der Hölle und erklärten Lässigkeit in der Gottesverehrung und Unglauben als die Delikte, für die Gott ganz besonders die Höllenstrafe vorgesehen habe. Der Hoffnung musste die *Furcht* beigegeben werden; sie ist das wirksamste Mittel zur Gehorsamerzwingung.

Indessen ergaben sich trotz der Vorspiegelung der Himmels Herrlichkeit für den einfach und natürlicherweise *irdisch* denkenden Menschen *Widersprüche* zwischen dem theologischen *Liebgott* und der Wirklichkeit:

Gott soll *gütig* sein, — aber er lässt grausame Unglücksfälle, Naturkatastrophen, scheussliche Verbrechen geschehen. Ja, er lässt sie nicht nur geschehen; man muss annehmen, dass er sie gutheisse, selber willentlich herbeiführe. Denn wollte er sie nicht, so läge es in seiner Allmacht, sie zu verhüten. Ueberrascht werden kann er von ihnen nicht, denn er weiss zum voraus alles, was geschehen wird. Er weiss es nicht nur,

B E R N

er will es auch: Alles, was geschieht, ist in seinem Plan seit Ewigkeit unabänderlich festgesetzt.

Gott soll *gerecht* sein, — aber er lässt es zu, dass herrische, selbstsüchtige, gewissenlose Gewalt das Recht mit Füßen tritt, dass die Lüge hohnlachend über die Wahrheit triumphiert, dass Raub und Mord, im grossen ausgeführt, nicht nur keine Sühne finden, sondern ihren Verursachern Ruhm und Ehre und Reichtum eintragen im vieltausendjährigen Verlauf der Menschheitsgeschichte immer und immer wieder!

So gäbe es noch eine Menge von «Gott soll . . . , — aber . . . » Und man sollte meinen, in Zeiten, wie wir sie erleben, wüchsen diese Zweifel zu einer Sturmflut an, von der die Gottesidee endgültig vom Erdboden weggefegt würde. Man hat es beim ersten Weltkrieg erwartet. Es ist nicht eingetreten, und noch viel weniger wird als Folge des gegenwärtigen Krieges und Dauerelends sich eine Empörung gegen «Gott» ereignen. Der künstliche religiöse Nebel, der durch die Kirche, die Presse und das Radio verbreitet wird, lässt gar keinen freien Blick für die Wirklichkeit mehr zu. Menschen, denen sonst schon der Glaube beigebracht worden ist, alles, was Gott tue, sei wohlgetan, lassen sich auch noch zu dem Glauben überreden, der Krieg sei eine dieser göttlichen Wohltaten oder wenigstens von Gott aus eine Notwendigkeit als Mittel, die dem Unglauben zuneigende Menschheit wieder zur Frömmigkeit zurückzuführen.

Man spricht von Gottes unerforschlichen Ratschlüssen. Aber die Theologen und was ihrer Art ist, kennen Gottes Absichten stets aufs genaueste. Bald will er prüfen, bald strafen, oder er züchtigt die Menschen, weil er sie lieb hat. Man höre: Die ungeheuern Zerstörungen an Menschenwerk, Menschenleben und Menschenglück aus Liebe! Hilft nichts! Der Mensch glaubt, die Güte Gottes erweise sich, wenn nicht im Diesseits, dann doch im Jenseits. Das hat man ihm unzählige Male gesagt; darum muss es wahr sein. Und es muss auch wahr sein, weil er, der Gläubige, sonst am Leben und an Gott verzweifeln müsste. Dieser Glaube macht ihm das Unglück erträglicher. Er wirkt wie eine leichte Narkose, die in Halbschlaf und angenehme Träume versetzt und die Menschen sträuben sich gegen das Erwachen aus diesem narkotischen Zustande, weil sie den Zusammenbruch ihrer Illusionen ahnen und fürchten. Ja, wenn man nach dem Tode noch ein Bewusstsein hätte, dann ständen diese im Illusionsdusel Gestorbenen plötzlich vor der Tatsache, dass Tod Ende bedeutet und weder ein besseres noch ein schlechteres Jenseits nachfolgt. Aber die Erkenntnis käme zu spät, das Leben wäre vertan, das Aufblitzen der Vernunft nichts als das furchtbare Erkennen des Betrogenseins, eine letzte Qual.

Hall und Widerhall.

Ein Wort zur Bekenntnisfrage.

In Nr. 3 des «Freidenkers» ist auf die Broschüre «Bekennen und Bekenntnis» von Pfarrer Kuno Fiedler hingewiesen worden. Mit Recht. Auch hier erweist sich der Autor als Protestant im eigentlichen und besten Sinne des Wortes. Eine Bekenntnispflicht lehnt er unter allen Umständen ab. Ein Bekenntnis ist für ihn ein dogmatisches Ruhekitzen, eine Wahrheit in der Tasche, ohne allen sittlichen Wert.

Die Begründung der Ethik in Gott und Jesus lehnen wir natürlich ab, aber wir begrüssen es, dass der liberale Flügel des Protestantismus mit starkem Nachdruck die sittliche Forderung gegenüber dem bloss intellektuellen Führwahrhalten eines Dogmas in den Vordergrund rückt.

Mit derselben unerschrockenen Offenheit, die wir schon in seinem Buch «Schrift und Schriftgelehrte» bewundert haben, hält er fest an der Unmöglichkeit, auch nur ein einziges der im Symbolum apostolicum enthaltenen Dogmen historisch zuverlässig als christlich begründen zu können, und im Zusammenhang mit diesen Darlegungen schreibt er die tapferen Worte: Seite 30/31: «Durch das Jonglieren mit den pappenen Zentnergewichten der herkömmlichen Dogmatik machen wir uns ja nur unnötig lächerlich. Sie mögen einmal ihr Vollgewicht gehabt haben. Aber für uns haben sie es eben nicht mehr — das ist das Entscheidende. Und es darf als sehr fraglich gelten, ob es sich überhaupt lohnt, es ihnen zurückzugeben. Ihrem blossen

Man ist genötigt, die Frage aufzuwerfen, ob die Illusion, die den Menschen über die Tragik seines jammervollen Daseins hinwegtäuscht, dem Wissen um diese Tragik nicht vorzuziehen sei.

Die Frage bejahen hiesse, die Menschen wissentlich und willentlich in einem verhängnisvollen Irrtum verharren lassen und sie darin bestärken, in dem Irrtum nämlich, das Schicksal komme gewissermassen von aussen her über uns, wie ein Gewitter oder sonst eine Naturkatastrophe über uns hereinbricht, und es sei so unabwendbar, wie diese es sind; — ferner in dem Irrtum, Gott sei der Schicker des Schicksals, und weil es von Gott komme, müsse man sich fügen und noch dankbar dafür sein, denn was Gott tue, das sei wohlgetan, wenn es der Mensch mit seinem beschränkten, das Göttliche nicht erfassenden Verstande auch nicht zu erkennen vermöge.

Dies ist von allen verhängnisvollen Irrtümern, in die sich der menschliche Geist schon versponnen hat, der folgenschwerste, eben weil der Mensch, man darf schon sagen die *Masse* Mensch, in ihn verstrickt, *das Schicksal von einer ganz andern Seite her erwartet, als wo es wirklich ist und woher es ihn beschleicht.*

Der Mensch, der glaubt, das Schicksal sei ein von Gott gesandtes Etwas, gleicht dem Soldaten, der am Waldrand steht und zum Berg überm Tale hinauf späht in der festen Meinung, hinter jenem Grate müsse etwas hervorkommen, Freund oder Feind. Indessen hat ihn der Feind unbemerkt von hinten angegriffen, packt ihn und reisst ihn nieder.

Also kommt das Schicksal nicht von oben; es ist so irdisch wie der Mensch selber. *Der Mensch selber ist* sein Schicksal, in gewissem Ausmass jeder Mensch für sich, aber auch mitbestimmend im Schicksal der *Masse* Mensch.

Die Masse besteht aus Einzelnen. Sie selber hat kein Gehirn, kann nicht denken; das Denken der Masse besteht aus der Gesamtheit des Denkens der Einzelnen. Irren sich die Einzelnen in schicksalentscheidenden Lebensfragen, wie die vom Wesen und von der Herkunft des Schicksals eine ist, so wächst sich der Irrtum zum Massenirrtum, zum Massenschicksal und Massenunheil aus.

So ist der *Krieg* nur möglich, weil er von der fast vollzähligen Masse als höhere Macht irdischer Art — einer Naturkatastrophe gleich — und als göttliches Verhängnis zugleich angesehen wird.

So ist es mit dem übrigen irdischen Elend: notwendig seiend, unabstellbar, weil göttlicher Absicht entspringend, und dazu noch *guter* göttlicher Absicht!

Solange die Masse an höhere irdische und himmlische Mächte glaubt, solange sie nicht sich selber als die «höhere Macht» erkennt, die sich ihre Slavenketten und die Waffen

Wortlaut gegenüber aber hat in jedem Falle selbst der vulgärste Rationalismus mit seinem primitiven «Es ist doch nicht so» ganz einfach recht. Es ist nicht so, dass Maria vom heiligen Geist empfangen hat und dabei Jungfrau geblieben ist; es ist nicht so, dass Jesus am Kreuz die Sünde der Welt getilgt und Gott ein für allemal versöhnt hat; es ist nicht so, dass die christliche Kirche eine Gemeinschaft der Heiligen bildet. Warum jedoch es dann immer wieder — unter den ungeheuerlichsten logischen Schlangenwindungen — behaupten? Omikron.

Auf dem Index.

Lt. «Osservatore Romano» vom Mittwoch, den 27. Januar 1943 hat die Kongregation des hl. Offiziums das Buch «Christliche Einheit im Zeichen des Kreuzes», herausgegeben von einem Stephanos Johannes, — auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt. Der Hl. Vater Pius XII. hat den Beschluss des Hl. Offiziums bestätigt, unterstützt und zu veröffentlichen befohlen. —

Die «Ostschweiz» No. 46 ist in der Lage, zu berichten, dass sich unter dem Decknamen Stephanos Johannes, der Schriftsteller Kaplan Georg Seb. Huber von Häggenschwil, verberge. Damit wäre genannter Schriftsteller bereits mit dem dritten Buch auf den Index gesetzt worden. Bei der letzten Indizierung seiner Bücher, hat sich der Verfasser dem Urteil der Kirche bereitwillig unterworfen. Wie dieses neue Buch aber zeigt, scheint er bei seinen Ideen geblieben zu sein. Schade, dass sich diese schriftstellerische Kraft, die nicht ohne Talent ist, sich nicht läutern und disziplinieren will.

«Das neue Volk», Nr. 6, 6. Februar 1943.

Du stehst allein!
Du mußt allein dich schützen!
Dir steht kein Gott, kein Himmel
steht dir bei.
Kein Bruder kann, kein Freund,
kein Weib dir nützen,
und klingt im Wahnsinn auch
dein Hilfeschrei,
und schaußt im Tode du nach
letzten Stützen
Du machst allein dich nur
der Schlingen frei!
 Detlev von Liliencron.

zum Massenselbstmord selber schmiedet, ist an eine Wendung im Schicksal der Masse nicht zu denken. Und zu dieser Erkenntnis wird sie nicht gelangen, solange sie den Kopf in den Sand himmlischer Hoffnungen steckt.

Gütiger Gott und Krieg, liebender Gott und Elend — ! Wenn ich nicht wüsste, dass der Glaube eben dort anfängt, wo der Verstand aufhört und wo keiner ist, so wäre es mir ein unlösbar Rätsel, dass Menschen angesichts dieser Gegensätze an einen Liebgott glauben können. Der Glaube an Hölle und Teufel wäre in unsern irdischen Zuständen lange nicht so widersinnig; es wäre sogar logisch, an den Teufel als den Bestimmer des Schicksals der Menschheit zu glauben, wenn doch unbedingt geglaubt und nicht gedacht und erkannt und gewusst werden soll.

Eine zweite Frage drängt sich herbei: Ist es besser, der Gott, wie er uns von den christlichen Theologen dargestellt

wird, der Gott, der Krieg und Elend über die Menschen verhängt, um sie zu prüfen, zu bessern, zu strafen, zum Glauben zurückzuführen, bestehe oder er bestehe nicht?

Meine Antwort lautet: *Es ist ein Glück, dass er nicht besteht.*

Denn da er von Uranfang an vollkommen weise war und alles, was im Verlauf unendlicher Aeonen geschehen würde, voraussah, also auch das ganze indische Elend und die unaufhörlichen Gemetzel zwischen den nach seinem Ebenbilde geschaffenen Menschen,

da ferner die Welt mit all ihren Kreaturen, den Menschen inbegriffen, so sein muss, wie Gott sie erschaffen hat, selbstverständlich *willentlich* so geschaffen hat, nicht etwa aus Versehen und auch nicht aus Unfähigkeit, da ein vollkommener Gott kein Stümper sein kann,

da also angenommen werden muss, Elend und Krieg gehören zu der von Gott vorausgesehenen, vorausgewollten *weisen* Welteinrichtung, so ist nicht die geringste Aussicht vorhanden, dass es damit je anders würde, wenn Gott wirklich bestünde. Die Abänderung eines in vollkommener Weisheit gefassten Ratschlusses könnte ja nur weniger weise sein, denn Vollkommenheit lässt sich nicht übertreffen.

Elend und Krieg sind also, wenn der christliche Gott besteht, unabänderliche göttliche Einrichtungen.

Der bekannte Kardinal Faulhaber in München wies denn auch in seinem Büchlein «Der Krieg im Lichte des Evangeliums», das während des ersten Weltkrieges herauskam, darauf hin, «dass das Evangelium den Krieg als geschichtliche Tatsache des christlichen Zeitenlaufs auf der ganzen Entwicklungslinie von der ersten bis zur letzten Stunde in Aussicht stelle. Für den Vorabend des Weltgerichtes werden in prophetischer Fernsicht je später je blutiger die furchtbarsten Völkerkriege angekündigt».

Dafür bedeutet das Wort Evangelium: frohe Botschaft!!!

Es kann also kein Zweifel darüber bestehen, wessen wir uns zu versehen hätten, wenn es einen Gott gäbe. Wir könnten ans Tor der Zukunft ruhig die Worte von Dantes Hölleneingang setzen:

Lasciate ogni speranza voi, ch' entrate!
 (Lasst, die ihr eingeht, alle Hoffnung fahren!)

Während «Gott», als Vollkommenheit, sich nicht verändern, nicht bessern kann, entwicklungsunfähig ist, hat der Mensch den grossen, wertvollen Vorteil für sich, als *Art* verhältnismässig noch sehr jung zu sein. Er trägt sozusagen noch die «Eischalen» seiner tierischen Herkunft auf sich. Diese Jugendllichkeit gibt der Hoffnung Raum, er werde, nachdem er das

Katholiken unter sich.

Die römisch-katholische Kirchgemeinde Boswil und die römisch-katholische Kirchgemeinde Muri lagen sich vergangenes Jahr in den Haaren. Natürlich nicht wegen dem Himmelreich, sondern wegen dem goldenen Kalb, d. h. wegen Steuergeldern. Den Sachverhalt entnehmen wir den «Entscheidungen des Schweizerischen Bundesgerichtes aus dem Jahre 1942, Bd. 68, I. Teil, 2. Heft»:

Ein in der Gemeinde Muri lebender Fürsprecher besitzt Liegenschaften in der Gemeinde Boswil (Kt. Aargau). Die römisch-katholische Kirchgemeinde Boswil war nun der Meinung, der Besitz des Fürsprechers in der Gemeinde Boswil sollte nicht in Muri, sondern eben in Boswil versteuert werden. Offenbar war die Kirchgemeinde Muri nicht einverstanden, auf ihren Anspruch zu verzichten, denn am 20. März 1942 reichte die röm.-kath. Kirchgemeinde Boswil beim Obergericht des Kantons Aargau Klage ein und verlangte, dass ihr, für den auf ihrem Gemeindegebiet liegenden Besitz des Fürsprechers, das Steuerrecht zuerkannt werde «und dass die römisch-katholische Kirchgemeinde Muri zur Rückvergütung der von ihr in den letzten fünf Jahren von diesen Liegenschaften bezogenen Steuern verpflichtet werde». Das angerufene Obergericht lehnte die Klage mit Entscheid vom 26. Juni 1942 ab.

Die römisch-katholische Kirchgemeinde Boswil gab sich mit diesem Entscheid nicht zufrieden und erhob einen staatsrechtlichen Rekurs an das Bundesgericht, worin sie Aufhebung des Entscheides des Obergerichtes forderte, nebst Gutheissung der an das Obergericht erhobenen Klage gegenüber Muri, d. h. Zuerkennung des Steuerrechtes und Rückvergütung von den 5 letzten Jahressteuer-Erträgen.

Das Bundesgericht erkannte, dass die Rekurrentin zur Erhebung des staatsrechtlichen Rekurses nicht legitimiert sei und beschloss, auf die Beschwerde nicht einzutreten. Die Ueberlegungen, die zu diesem Entscheid führten interessieren uns hier nicht. Uns interessieren in diesem Zusammenhang nicht die juristischen Motive, sondern das Thema: Katholiken unter sich: römisch-katholische Kirchgemeinde Boswil gegen römisch-katholische Kirchgemeinde Muri. Wir wissen nicht, wieviele Schweizerfranken der Pfarre Boswil verloren gehen und wieviele der Pfarre Muri im Sack bleiben. Aber ergötzlich ist die Geschichte doch: Ein Gott, ein Himmel, eine Kirche, aber — zwei Pfarren, die sich um Steuergelder schlagen. Denn der Höchste in der Gemeinde ist nicht die Kirchturmspitze, sondern der Pfarrer, der in diesem Handel sicher nicht unbeteiligt ist, auch wenn die sog. Kirchgemeinden den Handel ausgetragen haben. Beim Geld hört auch die Liebe unter den Kirchgemeinden auf. P.

Familienschutz als politisches Propagandamittel.

Die solothurnische Volkspartei hat vor ganz kurzer Zeit im Solothurner Kantonsrat einen ganz besonders merkwürdigen Begriff über den Familienschutz an den Tag gelegt.

Der Kantonsrat hatte einen Bauadjunkten im Bezirk Dorneck zu wählen. Es war die Katholisch-Konservative Volkspartei, die Familienschutz-Patronatin, die gegenüber dem von den anderen Parteien vorgeschlagenen Kandidaten, einem Familienvater von zwei oder drei Kindern, der seit geraumer Zeit die Stelle provisorisch besetzt hatte, einen ledigen Kandidaten portierte. Es war der Volkspartei ganz egal, was mit dem Familienvater und seinen Kindern

Tierstadium überwunden hat, auch noch über das *Barbarenstadium* hinauskommen, worin er sich gegenwärtig und schon seit Jahrhunderten befindet.

Linné hat zwar den Menschen den *homo sapiens*, den *weisen Menschen*, genannt. Aber das ist lediglich ein Ausdruck der systematischen Zoologie. Denn in geistiger und sittlicher Hinsicht kann man eine Menschheit, die sich fortgesetzt selber zerfleischt, alle ihre ans Wunderbare grenzenden Erfindungen zu Vernichtungszwecken missbraucht, das Schicksal als eine Macht über sich betrachtet und einmal übers andere in ihr eigenes Verderben rennt, wie eine missleitete Schafherde, ganz gewiss nicht eine *weise Menschheit* nennen.

Sie hat zwar Jahrhunderttausende hinter sich; sie ist in dieser dem Menschen als eine Ewigkeit erscheinenden Zeit zur Beherrscherin der Natur geworden. *Bloss sich selber, das Tier in sich, hat sie nicht zu beherrschen gelernt.* Man muss deshalb mit der Hoffnung auf ihre weitere geistige und sittliche Entwicklung sehr vorsichtig sein, wenn man sich nicht niederschmetternden Enttäuschungen aussetzen will. Immerhin darf man *ein wenig* hoffen, weil die Menschheit in ihrem heutigen Zustand nicht, wie Gott, als fertig und vollkommen gelten muss. Sie *kann* noch höher kommen, noch zu neuen Erkenntnissen gelangen, sogar zu der, dass *sie ihr eigenes Schicksal* ist, und dass es also *in ihrer Macht liegt*, das Erdenleben vernünftig und gut zu gestalten, eben *weil es keinen Gott und damit kein zum voraus bestimmtes Schicksal gibt.*

Diese Erkenntnis öffnet den Menschen das Tor zur *Selbstbestimmung*. Sie ist heute zwar erst bei den wenigsten vorhanden. Aber weil sie immerhin vorhanden ist, besteht auch die Möglichkeit ihrer weitern Ausbreitung. Und diese Möglichkeit ist der schwache, noch kaum wahrnehmbare Lichtstrahl, der in unsere hoffnungslos umnachtete Zeit dringt, in der wir wie in einem dunkeln, von Schrecken erfüllten Kerker leben. Auf jeden Fall dürfen wir von Glück sagen, dass Gott nur eine Idee, keine Tatsache ist. Ideen können überwunden werden.

Abermals: alias Kälin.

Der National-Zeitung vom 13. April entnehmen wir folgenden Bericht:

«Anfangs Januar vergangenen Jahres erhielten vier Redaktionen von einem angeblichen Anton Kälin ein Pamphlet, das von Schmähungen gegen den Protestantismus strotzte. Hinter der Maske dieses Anton Kälin verbarg sich, wie man später feststellte, der katholische Geistliche von Dübendorf, Pfarrer

geschehen soll, wenn nur wieder einer der ihrigen versorgt werden kann. Gerade in diesem Falle hätte die Katholisch-Konservative Volkspartei beweisen können, dass es ihr mit dem Familienschutz Ernst sei; sie haben mit ihrem Vorgehen aber bewiesen, dass das Familienschutz-Problem für sie nur ein politisches Propagandamittel ist. «Die Nation», vom 25. Febr. 1943.

Für mich. Monatsschrift von Schweizern für Schweizer.

So nennt sich eine in Schöffland neu erscheinende Monatsschrift. Als Schriftleiter zeichnet Karl Frey und als Mitarbeiter «Selbsthilfegemeinschaft schweizerischer Schriftsteller». Wenn wir auf diese Schrift hinweisen, so vor allem wegen der kitschigen Aufmachung. An den Kopf schlagen muss man sich über so viel Geschmacklosigkeit. Zwischen Für und mich steht eine knallrote Rose gedruckt unter der eine nicht bessere Photographie gesetzt ist, die etwa die künftige Leserschaft des Blattes darstellen dürfte! Wir zitieren aus dem Inhalt: Der Bart der Sängerin. Vom Blumenkohl zu Josephine Baker. Ein Preis-Kreuzworträtsel No. 1. Das 2500jährige Horoskop. Nicht fehlen darf im Anschluss: Horoskop für März-April. Unter dem Motto «Es gibt mehr Ding im Himmel und auf Erden, als Eure Schulweisheit sich träumen lässt», Horatio (Shakespeare) folgt die Rubrik *Okkultes* usw. Es scheint alles zum äusseren Gewande zu passen! Nur schade, dass in dieser Zeitschrift Mitarbeiter zeichnen, die wir schon an bessern Orten gefunden haben. Warten wir die zweite Nummer ab, es wird sich weisen, ob die Schweizer sich mit so viel Geschmacklosigkeit abfinden.

Oskar Aebi. Er wurde eingeklagt. Gegen das im vergangenen Jahr gegen ihn wegen Störung der Glaubensfreiheit gefällte Urteil des Bezirksgerichtes Uster, das ihn mit 300 Franken büsste, appellierte er ans *Zürcher Obergericht*. Er sei durch die Stellungnahme verschiedener Blätter gegen die Neujahrsrede von Bundesrat Etter in Harnisch gebracht worden. Doch habe er nicht etwa die Absicht der Veröffentlichung seines Schreibens verabsichtigt, liess er vor Obergericht geltend machen.

Steht er noch heute zu seinen Schmähungen? Gemeinheit für Gemeinheit seiner Hetzschrift hält ihm der Gerichtspräsident vor. Halten Sie daran fest: «Der Protestantismus ist ein Werk des Teufels, allerdings durch Gottes Zulassung eine wohlverdiente Zuchtrute für die Katholiken», fragt der Präsident? Und erhält eine bejahende Antwort. Halten Sie am Ausspruch fest: «Könnte man etwa *Zwingli* einen Landesvater nennen? Nein, einen Hurenbuben, einen Landesverräter, einen Revolutionär . . .» Auch daran hält Pfarrer Aebi fest.

Der Präsident wirft ihm den Satz vor: «Man kann im Schweizerlande nichts Besseres tun als beten, dass die *Pest des Antichristlichen Protestantismus*, der unser Volk zerriss, recht bald verschwindet.» Die Antwort des Pfarrherrn: Das ist die Lehre der Kirche. Ich muss daran festhalten. Hingegen bequemt er sich, den Satz zurückzunehmen: «Mit allen erlaubten Mitteln den blöden Protestantismus zu bekämpfen ist heilige Pflicht jedes Eidgenossen.» Dem Hetzer wird sein Ausspruch zum Vorwurf gemacht: «Nieder mit Zwingli, dem *Vater der Zwietracht* und des Bürgerkrieges: Mit dem Schwert in der Hand hat er gegen die Wahrheit gekämpft, Gott hat ihn gerichtet, der Teufel hat ihn geholt . . .» Auch daran hält Aebi fest und verbrämt seine ausweichende Erklärung mit der Bemerkung, er könne nicht beweisen, wo Zwingli sei; «gestorben ist er.» Weitere klare Fragen des Präsidenten sucht er mit Ausflüchten zu beantworten. Wenn er seinerzeit geschrieben habe, «der Zürcher Protestant ist wesentlich *falsch*, freundlich ins Gesicht, aber hintenherum gegen alles Katholische, voll Gift und Galle und Hass . . .» so habe er nicht den einzelnen Protestanten gemeint, sondern *nur die Redaktoren und Bücherschreiber*. Der Inhalt seines Pamphletes, wagt der Seelsorger vor Gericht zu behaupten, ist die *Meinung aller katholischen Geistlichen*, doch dürften sie es nicht öffentlich sagen.

Diese Beschimpfungen, erklärte der referierende Oberrichter, zeugen von einer *Niedrigkeit der Gesinnung* und sind *ausserordentlich schwerer* Art. Ihr Zweck war, das religiöse Empfinden anderer in gemeiner Weise zu verletzen, und das Schriftstück war geeignet, den inneren Frieden des Landes zu gefährden.

Fribourg radikal!

Erschrecken Sie nicht, Fribourg ist heute konservativer denn je. Aber Fribourg war auch einmal radikal. Wir entnehmen der «Politischen Rundschau» (Nr. 1/2, 1942) folgende Darstellung:

«Als General Dufour am 14. November 1847 das sonderbündische Freiburg kampflos besetzt hatte, wurden schon am 10. Dezember daselbst neue Grossratswahlen vorgenommen, bei denen fast nur radikale Vertreter gewählt wurden, die dann ihrerseits einen radikalen Regierungs- oder Staatsrat wählten. Volle neun Jahre blieben diese Behörden ohne Neuwahl im Amt. Die erste Neuwahl vom 7. Dezember 1856 brachte dann aber einen völligen Umschwung: neben 64 Konservativen und gemässigten Liberalen entstiegen nur noch drei Radikale den Urnen, so dass nun auch ein konservativer Regierungsrat gewählt wurde. Seit jenem Datum ist die konservative Mehrheit in Freiburg nie mehr in Frage gestellt worden.»

Wenn irgend jemand mich zum grössten König machte, der je gelebt hat, mit Palästen und Gärten und feinen Mahlzeiten und Wein und Wagen und schönen Kleidern und Hunderten von Dienern, unter der Bedingung, dass ich keine Bücher läse, so möchte ich lieber ein armer Mann in der Dachstube sein als ein König, der nicht gern lesen würde.

Thomas Babington Macaulay.